

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

7 (9.1.1932) Die Mußestunde

fallen ist. — So hier bin ich fertig. Jetzt die Partie um die Nase. — D — o — o — o —, mein aufrichtiges Mitleid — mein Bedauern — ich bitte um Entschuldigung — in die Nase geraten. Nächste Die Spitze ab. Will, wie wiesst du aussehen, wenn die Wunde geheilt ist. Ohne Fierde in der Mitte. Die die anderen Narben. Mein ittestes Mitleid. D Unglück! Dazu bin ich aber fertig.

Ich gestatte dir aufzustehen. Du darfst dich in der Blechbüchse waschen, wenn du willst, sauber ist das Wasser zwar nicht. Es ist schade, daß Gladys dich nicht sehen kann. Uebrigens, damit du es weißt. Ich wollte sie nicht mehr. Wie sie auch jammerte. Später hörte ich, daß ein Chinese sich ihrer erbarmte und ihren Körper zu einem seligen Ende geprügelt hat. Er nahm das Messer fort und besetzte Hadley aus den Fängen seiner Knie. Der taumelte auf, die Beine waren abgestorben und trugen ihn nicht.

Der Goldsucher, ohnmächtig vor Schmerz, Raserei und Wut, ohnmächtig vor seiner Dynamacht, stürzte die Rechte auf die Kiste und gab sich einen Ruck. Es ging. Er konnte sehen. Er vermochte schrittweise vorzudringen, vorüber an dem Messer, das noch immer drohte.

„Na, siehst du, Bill, wie wohl die Stunde der Verschönerung getan hat? Du kamst wie ein Stier und watscheltst fort wie eine Gans, der man die Flügel beschnitten hat. Willst du zuletzt noch erfahren, wie ich aus dem Meere fand? Ich mußte in dem Schlaf, in dem mich die Dhrseige versetzt hatte — deine Dhrseige — zufällig blindlings — ohne jedes Bewußtsein auf einem herumtreibenden Korbballen — nicht größer als diese Kiste gekommen sein, jedenfalls hing ich beim Erwachen an ihm. War das ein Dusek!“ Hadley schritt hinaus — Hugherton verbeugte sich, machte eine eberstiebige Handbewegung und schloß die Tür.

Zwei Tage später krepitierte eine Bombe in dem luxuriösen Laden des Friseurs zur ruhigen Hand. Sie zerriß eine Matte, die sich verirrte hatte, das Dach und die Wände, die aus gestohlenen Brettern hergestellt waren. Hugherton schadete die Katastrophe nichts — er war längst über die Berge. Mit der Zeit ließ er sich einen Bart wachsen. Er konnte nicht mehr rasieren. Noch weniger vertug er es, wenn ihm ein Friseur mit dem Messer zu nahe kam.

Ein Mensch als Zugtier

Valentin Skidelsky

Kaum waren wir in Tsingtau den Landungssteg hinabgeschritten, als wir uns auch schon unbeweglich eingeklinkt im Mittelpunkt eines Kreises sahen, von etwa einem halben Dutzend leichter Ritschabwägelchen auf hohem, dünnreißigem Räderpaar gebildet, die sich mit dem flachen Mund der Deichselgabeln strahlenförmig eng um unsere Füße schlossen. Den Ritschabkulis, die gleich einem Kranz von braungebranntem Menschenfleisch und buntgeflecktem Füllschutuch um umringten, schien dieser Zaun der Gabeln wohl noch nicht eng genug. So schwenkten sie die braunen, muskulösen Arme im Kreis um uns, als wollten sie uns jede Hoffnung des Entweichens nehmen, und brüllten uns aus vollem Halse freundliche Einladung zu. Das ist nun mal die Art, wie Ritschabkulis in den Hafensladden um einen fremden Fahrgast werden. Denn überaus verlockend ist die Hoffnung, daß dieser den ruhensüblichen Tarif nicht kennt und des zweibeinigen Zugtieres saure Mühe durch ein paar überzählige Kupferstücke lohnt.

Drei Engländern, die knapp vor uns den Landungssteg hinabgeschritten waren, erging es ebenso. Nur daß der Kreis, der sich um ihre Füße schloß, bei weitem nicht so eng war wie der umste. Die Kulis unterließen auch das wilde schwenken ihrer Arme und wiesen nur mit etwas ängstlich feiertwärts gebogenem Oberkörper stumm einladend auf ihre Wagen, aus trauten sie nicht recht den schlanken Bambusstäben, die von den stolzen Söhnen Albions als Zeichen ihrer Macht im fremden Lande gleich einer Peitsche unter dem Arm getragen wurden. Doch keiner der drei Engländer nahm sich die Mühe, die rechte Hand zum Bambusstab zu heben, und nur der eine wandte sich zum nächsten sehen und erwartungsvoll vor ihm gebückten Kuli und hob langsam gegen ihn den schwerbeschuhsten Fuß. Und obwohl das Gesicht des Dritten dabei so ohne Ausdruck blieb, als stände kein Mensch vor ihm gebückt, sondern als würde er den Fuß auf einen Haufen Rehrichth setzen, schnellte der Kuli doch, die Hände ängstlich schützend vors Gesicht gelegt, mit einem Sprünge zurück.

Auch mein junger Kamerad hob sofort den Fuß. Das ist die Macht des bösen Beispiels, dem jeder schwache Mensch erliegt. Doch da hatte mein Freund die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Im Augenblicke, da sein Bein sich mächtig berauscht bereits zum Stoße beugte, schlang ich den Arm mit schnellem Griff unter seinen Unterschenkel und hielt ihn fest. Die Kulis jauchzten förmlich auf, als sie das sahen. Ehe ich mich verlor, war schon mein Freund von dienstbereiter Kulihand auch am anderen Beine hochgehoben und so mit meiner ungewollten Hilfe in einen reichen Wagenstg

gezwängt. Im nächsten Augenblicke fühlte ich mich selbst auf gleiche Art vom Boden losgelöst, dann scheinbar möglichst sanft, doch immerhin recht kraftvoll hin und her gezerrt, bis offenbar der stärkste der Kulis mich im Triumph in seinen Wagen drückte und dem Gedränge seiner Konkurrenten mit einem weiten Sprung entwich. Da saß ich nun, bequem die Beine ausgestreckt, halb liegend in den weichen Wagenpolstern. Vor mir, die schneigen Unterarme auf den Deichsellauf gepreßt, trabte ein Mensch. In weit aussehendem gleichmäßigem Lauf der unbeschulzten muskulösen Beine. Wie schön, wie ebenmäßig diese Beine waren! Kein Uebermaß an Muskeln, doch ihr schlanker Bau schien wie aus Stein gemeißelt. Gleich einem tadellos gefügten Mechanismus griffen die Sehnen ineinander. Vom Kraftbehälter der zur Hälfte nackten Oberschenkel schien eine Welle der Bewegung nach der anderen auszugehen, im Schalenrind der Knie zögernd zu verweilen, dann, auf das nötige Maß herabgesetzt, auf dem Gleis des Schienbeines hinabzugleiten und um den Achsenbau der Knöchel sich in den Takt der schnellen Schritte zu verwandeln.

Die Mittagssonne brannte trotz der frühen Jahreszeit, von einem lauen Südwind unterstützt, recht warm herab. Der Kuli hatte seine kurze Jacke aus blauem Füllsch in den Lauf abgestreift und vor sich auf die Deichselstange gehängt. Die jausten Muskelrundungen des Rückens leuchteten matt unter dem grellen Sonnengolde, das mit dem leisen Rot der Blutdurchströmten Haut sich längst zu einem angenehm gefunden Braun verbeizt hatte. Das dünne Schweifchen des schwarzen, dicht geflochtenen Popfes hing bis zum Schurz hinab und schwang sich mit jedem Vorwärtsschnellen seines Trägers von einer Hüfte zur anderen. Allmählich wurde das matte Braun der Haut von einem feuchten Glanz überzogen, der sich zuerst über dem straff gespannten Joch des Schließselbeines zu schweren Tropfen Schweiß verdichtete. Ein Tropfen nach dem andern stürzte hervor, rollte die krummen Muskelrinnen eilig hinab, bis ihn die Trockenheit des Leinentuchs gierig verschlang. Die Tropfen folgten immer dichter aufeinander, und schließlich schlängelte ein dünner Bach sich durch das hügelunterbrochene Lal der Wirbelsäule.

Noch immer pendelte der dicke Popf, den Rücken streifend, zum Takte des Laufes. Doch die Berührung seines steifen Haares schien jetzt die schweißgetränkte Haut zu reizen. Den linken Unterarm gegen die Deichselgabeln stemmend, langte mein Kuli mit der rechten Hand zurück und zog dabei ein Wägelchen so leicht mit einem Arme weiter, als säße nur ein kleines Kind darin. Die rechte Hand griff hinterm Rücken einmal fehl, dann hatte sie den widerspenstigen Popf ertwischt und schlang ihn behende um den Kopf herum.

Ein Mensch als Zugtier. . . ? Nein! Ein junger Gott, der, tief Ermüdung schien der schlafgefügte Körper nicht zu kennen. Gleichmäßig hob und senkte sich das Rippenrind, und auch beim schnellsten Lauf blieb der Atem beinahe unberührt.

Der Ritschabkuli, der meinen Kameraden zog, war, seiner Kraft und Jugend nach, ein ebenbürtiges Gegenstück zu meinem. Seite an Seite trabten sie die ebene Straße fort, und immer schneller, immer weiter ward ihr Schritt, als wollten sie im Vollgefühl der Kraft noch um die Wette laufen.

Spart doch mit eurer Kraft! Ihr seid noch junge Götter, die grenzenlos aus ewiger Lebensquelle schöpfen. Der jugendliche Wille reißt bei euch die weisen Hemmungen des müden Körpers fort und läßt euch Raubbau am Kapital des Lebens treiben. Die Krankheit lauert schon in eurem ruhestwöhnlichen Blut, und lange vor der Zeit wird der Versuch des Alters seine Rechte fordern. . .

Die erste Ritschabfabrik, die ich in China machte, war mit ein trauriges Erlebnis. Ein alter Kuli war's, mit einem dünnen, grauen Popfchen, das ihn von der Mitte des kahlen Schädels kaum bis zu den Schulterblättern hina. Sein kurzer Schritt war ängstlich hastend, als fürchte er, ob seiner Langsamkeit gerechten Vorwurf zu vernehmen. Die rutzigen Hände klammerten sich krampfhaft an die Wagendeichsel, doch immer wieder stieß die müde Brust mit dumpfem Laut an die Vorderstange, die messerscharfen Rippen sanken kraftlos ein und zwängten so den mühsam eingezogenen Atem mit einem Nöcheln in den Schlund zurück. Der Ritschabwagen wurde mir zum Martyrstuhl. Als bei einer steilen Straßensteigung der schnelle Atem meines Kulis gleich einem Todesröcheln klang, hielt ich's nicht länger aus. Ich zog an meinem Schurz, ließ ihn die Deichsel niedersehen, sprang schnell hinab und deutete ihm mit Gebärden an, daß ich das stiel Stück des Weges zu Fuß gehen wollte. Er mochte mich wohl mißverstanden haben; er deutete wohl mein Gebahren dahin aus, daß er mir viel zu langsam sei und ich auf seinen weiteren Dienst verzichten wollte. Mit fliehender Gebärde bat er mich, doch wieder Platz zu nehmen. Und als ich ihm, die steile Steigung unsres Weges vor Augen haltend, das verweigerte, brach er in Tränen aus. In bittere, hoffnungslose Tränen eines Greises, als hätte ich mit meiner Weigerung sein Todesurteil ausgesprochen.

Zwei leere Ritschabwagen hielten in der Nähe. Als ich zu Boden sprang, schnellten die beiden Kulis aus ihrer Ruhestellung auf und schoben mir die Deichselgabeln vor die Füße. Sie blickten sich

nicht einmal nach ihrem weinenden Berufskollegen um. Er war ja alt. Zu alt. . . Sie waren jung. Hoch jung. . .

Ich sprang über das Kreuz der Deichselgabeln, winkte dem Alten noch einmal, mir nachzufolgen, und schritt bergauf. Als ich dann oben wieder das Wägelchen bestieg, weiteten sich seine Augen zu einem saugungslosen Stauen, und während die hohen Räder leise den sanften Abhang abwärts glitten, drehte er den kahlen Kopf nach mir, und in seinem Blicke glomm ein stilles Danken. . .

Der junge Marx

J. P. Mayer

Immer wieder greift die politische Praxis auf das unvergängliche Werk von Karl Marx zurück. Deshalb ist es nicht erstaunlich, daß sich Generationen sozialistischer Theoretiker mit dem Werke von Marx auseinandergesetzt haben. Die Grundlage aber jeder wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Karl Marx ist eine vollständige Kenntnis aller seiner Werke. Seit einigen Jahren steht vor allem das Werk des jungen Marx im Brennpunkt des wissenschaftlichen Interesses, also die Schriften, die von jenem berühmten Brief an seinen Vater (in dem der junge Student 1837 über seinen Studiengang berichtet) bis zum „Kommunistischen Manifest“ (1847) reichen. In diesen Arbeiten vollzieht sich nach und nach die Herausbildung des Marx'schen Weltbildes. Betrachtet man diese Schriften im Zusammenhang, so ergibt sich eine geradezu erstaunliche Geschlossenheit.

Warum beschäftigen wir uns gerade heute mit diesen frühen Schriften von Marx? Die Beantwortung dieser Frage greift über die engeren Bezirke der Marx-Forschung hinaus. Es ist für die geistesgeschichtliche Lage unserer Gegenwart kennzeichnend, daß sich Wissenschaften wie Soziologie, Nationalökonomie, Geschichtswissenschaft usw. gleichsam nicht mehr in sich selbst beruhigen können, sondern über sich hinausgreifen. Man will die ganze Breite und Vielfalt des modernen Menschentums verstehen, um sich handlungsmäßig in diese so schwierig geordnete Welt einordnen zu können. Die heutige Generation sieht vor einem ungeheuren Unbruch und Umbau der Welt. Eine Welt geht zu Ende, eine neue muß erst gestaltet werden.

Auch der junge Karl Marx stand vor der Notwendigkeit, sich mit einer zusammenbrechenden Welt auseinanderzusetzen, jener Welt des Frühkapitalismus, die in dem Philosophen Hegel, wie zum Abschluß, noch einmal so großartig zusammengefaßt war. Hier knüpfte Marx an. In seinen früheren Schriften vollzieht sich jene Auseinandersetzung mit dem Bütgerium, die in der Gesamtanalyse der industriellen Gesellschaft im „Kapital“ ihren Abschluß finden sollte. Der Kern, die Voraussetzung zum Verständnis des „Kapital“ sind eben jene Frühchriften, in denen Marx in großartigen Entwürfen sein Weltbild umreißt. Zwei Schriften sind es vor allem, die hier Berlin bei einer mehrjährigen Durchforschung des Marx'schen Nachlasses aufgefunden; sie führt den Titel „Nationalökonomie und Philosophie“ und stellt sozusagen den ersten und einzigen Systementwurf des Marx'schen Denkens dar, den wir überhaupt besitzen. Philosophie, Nationalökonomie, Ethik sind keine getrennten Fachgebiete, vielmehr gehen sie dialektisch ineinander über. Das Geld ist der sichtbarste Ausdruck der menschlichen Selbstentfremdung. Der Mensch muß sein Leben erst wieder menschlich gestalten, um es aus der Verstrickung in die kapitalistische Ausbeutung herauszulösen.

Die zweite Schrift von besonderer Wichtigkeit in diesem Zusammenhang ist die „Deutsche Ideologie“. Dieses Werk ist eine Kollektivarbeit von Marx, Engels und Moses Hess, bei der jedoch Marx zweifellos der Führende gewesen ist. Der umfangreichste Teil dieses Werkes, der sich mit den junghegelianischen Zeitgenossen von Marx und Engels auseinandersetzt, ist der „St. Mar“, eine gegen Marx Stürmer, den bekannten Verfasser des Buches „Der Einzige und sein Eigentum“, gerichtet Polemik. Bruchstücke dieser Arbeit hat Eduard Bernstein 1903/04 in seinen „Nationalökonomie und Philosophie“ veröffentlicht. Die größten Teile des „St. Mar“ blieben jedoch unveröffentlicht. Mehrbings bekannte, heute im Buchhandel vergriffene Nachlaß-Ausgabe hat diese Schriften aus Gründen, über die hier zu berichten zu weit führen würde, nicht veröffentlicht. Die Zeit war damals sicherlich noch nicht für die Aufnahme des Frühwerks von Marx vorbereitet. Heute ist das anders. Deshalb darf wohl eine Ausgabe, die ich im Verlag Kiehn (Leipzig) unter dem Titel „Der historische Materialismus. Die Frühchriften“ gemeinsam mit E. Landshut (Hamburg) herausgegeben habe, auf die Aufmerksamkeit der sozialistischen Leserschaft rechnen. Der erste Band, an dem auch F. Salomon mitgewirkt hat, umfaßt die Schriften vom Jahre 1837 bis zur „Heiligen Familie“; der zweite Band bringt die Schriften von der „Deutschen Ideologie“ bis zum „Kommunistischen Manifest“. Obwohl die beiden Bände mehr als 1000 Druckseiten umfassen, konnte aus der „Heiligen Familie“ und dem „Glend der Philosophie“, die ja auch in anderen Ausgaben vollständig vorliegen, selbstredend nur die wichtigsten Partien abgedruckt werden.

Abend auf dem Gardasee

Erich Orsari

Wir haben Gardone verlassen, den Ort, der uns lockte mit seinen Palmen, seinen blühenden Oleanderbäumen. Wie unser Schiff durch die blauen, kristallklaren Fluten des Gardasees rauscht! Zur Rechten, am Hange des steil abstürzenden Gebirges, steht die feierliche Gebärde eines Friedhofs in der Landschaft. Dann liegt vor uns die offene Flut. Blau und tief. Wie der Himmel. Wenn nicht in der Ferne, dort, wo Desenzano liegen muß, dem wir entgegenfahren, eine schmale Landzunge läge, die zwischen den Himmel und das blaue Meer sich schiebt, man könnte glauben, Himmel und Meer seien eins geworden. So klar ist der Himmel und so blau ist das Meer.

Weiter nach Norden zu schieben sich, vom Dunste des Abends leicht verhüllt, steile Berge an den See heran. Schroffe Abhänge. Eine Insel, Zypressen frei wie Ausrüstungszeichen gegen den Himmel stehend, schiebt sich vor das Auge. Weiße und rote Segel. Kleine Boote und, näher an den Ufern, badende Menschen. Kleine Fische hüpfen im klaren Wasser auf und ab. Und über all dem verklärenden Glanze, ihrer sengenden Kraft beraubt, aber schöner als am Tage, die Come, die wie ein goldenes Auge über die weite, blaue Fläche blinzelt. Ueberall, wohin ein Strahl ihres Blickes fällt, flammt das Gold verflender Blut noch einmal auf, verteilt, vertausendfältigt sich, belebend, stierend.

Ein Motorboot kreuzt den Kurs unsres Schiffes. Berge steigen an. Villen und Gärten grünen. Darunter auch die Villa des Deutschen Thode, in der heute der begnadete Marx dieses herrlichen Landes wohnt: Gabriele d'Annunzio. Unter Zypressen liegt seine Yacht, die ihn über das Blau des Lago di Garda trägt, dessen beruhigende Flut ihn einst zu klangschönen Liedern begeisterte, wie jenen römischen Poeten, der vor zwei Jahrtausenden die Halbinsel Cirimone in Worten, die über die Jahrtausende hinweg klingen, besungen hat.

Es ist schön auf dem Gardasee. Es ist lieblich, hier zu leben. Der Gardasee ist ein schöner Traum. Und nur der Rauch unsres Schiffes, das Stampfen der Kolben, das Lamentieren der Matrosen, die das Sonnenjoch forttaumen und, wie das Schiff landet, unter den sich drängenden Passagieren Ordnung zu schaffen versuchen, erinnert daran, daß dies alles Wirklichkeit ist, daß dies keine Ansichtspostkarte mit blauem Himmel und kitschigen Wölkchen, sondern das Vorbild jener Kitschkarten ist, die überall zum Kaufe ausliegen, und denen wir nicht glauben, daß es so viel Schönheit gibt, die für die vielen nordischen Menschen, die hierher kommen, nur ein kurzer Traum, ein seltener Feiertag ist.

Italienische Mädchen sind auf das Schiff gekommen und singen. Hoch und disbarmonisch, wie Kinder singen. Und auch wieder hell und rein, wie Kinder singen. Ein Flugzeug zieht seine Bogen über dem See. Es sieht aus, als kriechte es an den Wänden der Berge entlang. Dann plötzlich berührt es das Wasser und schwebt wieder auf. Ein Mensch spielt mit den Elementen. Er schwimmt in der Luft, wie wir andern unter ihm im Wasser schwimmen. Vor Tagen erst ist ein Aviatiker in den Gardasee gestürzt. Er hat sich durch das klare Wasser täuschen lassen und ist mitten hineingefegelt in die Flut. Vorbei.

Noch immer steht die Come über den Bergen im Westen. Aber schon spannt der Mond sein Segel zur Fahrt in die Nacht. Blank und weiß steht seine Eichel über uns, als wir einfahren in den Hafen von Desenzano. Vor den großen Hotels, die die Ufer säumen, stehen schon die gedekten Tische bereit für jene, deren Leben darin besteht, von Schönheit zu Schönheit zu eilen und gelangweilt die Orte zu verlassen, die so Vielen als unerreichbares Ziel vor der Seele stehen.

Welt und Wissen

Eine Arbeiterkunstausstellung. In London findet augenblicklich mit großem Erfolg eine Ausstellung von Kunstwerken statt, bei der die ausstellenden Maler ausnahmslos der handarbeitenden Bevölkerung angehören und keinerlei akademischen Unterricht erhalten haben, also Autodidakten sind. Der Ausstellung wird nachgerühmt, daß die gezeigten Werke wirken durch die Einfachheit, Frische und Unmittelbarkeit, die vielfach den Arbeiten der zünftigen Maler fehlt, bei denen allerlei schümmäßig Erlerntes im Vordergrund zu stehen pflegt. Das ist ja auch eine bedenkliche Belastung der bei uns herkömmlichen Form der Kunstakademien, deren Zweckmäßigkeit schon öfter erheblich angezweifelt worden ist. Die gegenwärtig in der Galerie Leserve in London Ausstellenden sind zu einer Gruppe zusammengeschlossen, die das erstemal vor drei Jahren mit künstlerischen Arbeiten an die Öffentlichkeit trat. Die künstlerische Ausdrucksweise ist verschieden, doch soll die große Kraft und Einfachheit den Arbeiten eine gewisse Gemeinsamkeit geben. Unter den Ausstellern werden auch zwei Frauen Phyllis Bray und Miss Parker, besonders genannt.